

Kühe und Karma

Die Kuh steht im Weg. Sie bewegt sich kein Stück, da helfen kein Hupen und kein Schreien. Genervt steigt der TukTuk Fahrer aus und schlägt der Kuh auf den knöchernen Hintern. Doch die Kuh kaut ruhig weiter auf ihrer Plastiktüte herum und lässt gemütlich einen Fladen fallen, dem der Fahrer geradeso ausweichen kann. Wo soll sie auch hin? Die schmale Straße ist mit Ständen und Menschen vollgestopft und vor ihr wandelt eine Prozession hustender und schnaubender Hare-Krishna- Anhänger. Sie tragen anscheinend eine kleine Anlage mit sich herum, denn ihren Hustenden, spuckenden Vorsänger hört man auch über das Hupen der TukTuks und das Geschrei der Händler hinweg.

„Hare Hare ...huäärg... ... Rama Rama ...arrggg... Hare Rama, Rama Rama... buäärg.“

Wie in Trance bewegen sich die orangenen Gestalten durch die verstopfte Straße. Im Dunst der Dieselmotoren, im Rauch und Staub der Stadt flirren ihre Gewänder und schon in wenigen Metern Entfernung scheinen sie fast die gleiche Farbe wie die Luft zu haben; Ocker, Orange, undefinierbar.

Die abendliche Hitze lässt die Luft noch dicker wirken. Als könne man sie schneiden. Davon unbeirrt, reden die Händler auf die Touristen und TukTuk Fahrer ein. Den einen versprechen sie seidene Schals, orangene Tücher, den anderen eine große Provision, wenn die Touristen etwas kaufen.

Hinter dem TukTuk hat sich eine Schlange von Fahrzeugen gebildet. Ein paar Mofas versuchen sich durchzudrängeln und bleiben in den Ständen der Händler hängen. Ein paar Touristen versuchen die aufdringlichen Verkäufer abzuwimmeln und bleiben in den Händen der Händler hängen. Ein Fahrer in einem leeren TukTuk lehnt sich zurück und schließt die Augen... Karma.

Die Krishnas sehen nur ihren Gott, die Kuh nur ihre schmackhafte Tüte, der Fahrer nur die Kuh, die Händler nur das Geld der Touristen... Ein perfekter, indischer Moment. Und so wie die Luft steht, voll mit Gerüchen, Gestank, gefüllt mit Geräuschen aller Art. So wie die Straße steht, überfüllt mit Müll, Fäkalien, alten Frauen und bettelnden Kindern, so scheint auch die Zeit immer zäher zu fließen. Fliegen hängen erstarrt in der Luft, der Rauch steht unbeweglich über den Müllfeuern und das Hupen der TukTuks wird zu einem einzigen unendlichen Ton, der das gesamte Universum dieser Straße füllt...

Dann scheint der krächzende Anführer der Krishnas seine Haare gefunden zu haben, von einem Augenblick zum anderen ist wieder Bewegung in der Straße. Die Kuh verschwindet in einer Seitengasse, die TukTuks rollen wieder und ihre Fahrgäste hatten die Möglichkeit einen unscheinbaren Wimpernschlag lang die Welt aus einem anderen Winkel zu betrachten

Ins Innere dieser Straße zusehen.

Arme Hunde

Das winselnde Knäuel schaut ängstlich zum Mann auf, der es gerade getreten hat, doch dieser beachtet den Hund nicht weiter. Wenn man durch die engen Straßen läuft kommt es häufig vor, das man auf einen Hund tritt. Doch im Gegensatz zum Tollwut verängstigten Europäer, ignoriert es der Inder und auch der Hund beruhigt sich schnell wieder. Eigentlich sind sie immer unterwegs, die zerzausten, räudigen Fellbündel, huschen zwischen den Füßen der Passanten hindurch, weichen den hupenden TukTuks aus, balgen sich um jeden Fetzen essbaren Abfall. Aber manchmal ist es einfach zu heiß und dann liegen sie wie tot auf den schattigen Gassen, wie ein kleiner Müllhaufen.

Unzählige streunen durch die Straßen, bis in die Unkenntlichkeit vermischte Köter. Mit Beißwunden übersäte Rüden, Hündinnen mit hängen Eutern und auch kleine, noch gerade zu niedlich wirkende Welpen. Und sie fressen alles, Chapatis, Reis, verfaultes Gemüse und... heilige Kühe, zumindest wenn diese in einer stillen Ecke verenden. Wenn die fetten, behaarten Schweine, wandelnde Müllschlucker, Recycling in Aktion, ihre letzte Plastiktüte gefressen haben, dann holen sie die Hunde. Niemand weiß was sie noch alles fressen, sie sind ein Teil im Kreislauf des Lebens...

Manche Familien halten sich auch ein paar von Ihnen, dann nennt man sie liebevoll „Hund“ und füttert sie mit dem gleichen Abfall, den sie auch auf der Straße finden. Der indische Straßenköter ist überall zu finden, in kleinen Dörfern und in überfüllten Großstädten, nur in den Tempeln sieht man ihn nicht, wenn doch wird er verjagt. Niemand füttert ihn mit Zucker, wie die heiligen Ratten, oder mit Milch wie die göttlichen Kobras, denn in einem sind die Hindus sich einig, wer als Straßenhund wiedergeboren wird, hat es wahrscheinlich verdient.

Am Ganges

Ruhig wirken die braunen Wassermassen des heiligen Flusses.

Nur an den schweißnassen Gesichtern der sonnenverbrannten Ruderer, welche die Pilger und Reisenden am Ufer entlang fahren, erkennt man die starke Strömung und natürlich an den schnell vorbeiziehenden Müllinseln, die mit welken Blüten verziert sind.

„Der Fluss ist heilig. Das Wasser ist heilig.“

An den Badetreppen sitzen die Kinder und die Heiligen.

Ein weitgereister Pilger macht sich für sein rituelles Bad bereit: Aus dem fernen Mumbai reist er jedes Jahr an. Ordentlich legt er kleine Päckchen Duschshampoo bereit und zieht langsam seinen teuren Anzug aus, Armani oder Boss, irgendetwas Westliches.

Die Abendbrise lässt nach und der Verwesungsgeruch nimmt wieder zu, vermischt sich mit dem Geruch der Totenfeuer weiter flussabwärts.

Alles, was die Stadt an Abfall hat, landet irgendwann im Fluss, eine Kanalisation gibt es nicht. Kleine Rinnsale fließen die Treppen hinab.

Sorgfältig wäscht der Pilger seinen Anzug in den braunen Fluten und legt ihn zum Trocknen auf die staubigen Treppen. Dann beginnt seine Waschung, mehrmals taucht er unter und reibt sich mit Wasser und Duschgel ab.

Keine zehn Schritte von ihm entfernt, reißen zwei Hunde am Kadaver einer aufgedunsenen Ziege herum, die der Fluss angespült hat. Vom Dach eines der kleinen Schreine, die in der Trockenzeit langsam wieder aus den Fluten auftauchen, springen übermütig schreiend ein paar Kinder ins Wasser.

Es schwimmen nicht mehr so viele Tote wie früher durch die Stadt. Mehr Familien können sich jetzt das Holz für die Feuer leisten und vor der Stadt werden immer Netze aufgespannt, wenn der Fluss wieder sinkt. Nur noch selten findet man von den Hunden angenagte Knochen und Schädel auf den Treppen. Es könnte die westlichen Reisenden verschrecken.

„Wer in diesem Fluss badet, dem geben die Götter Glück und ein langes Leben.“

Der Pilger nimmt einen vergoldeten Becher und bedeckt ihn mit einem nun gelblichen Tuch, dann schöpft er das Wasser des heiligen Flusses und trinkt in tiefen Zügen. Innere und äußere Reinigung.

Voll von Leben ist die Stadt, wie sie gelb und rötlich schimmert im Dunst, während die Abendsonne über den trägen Fluten des braunen Flusses am ockerfarbenen Himmel glüht.

Boote gleiten langsam über das Wasser, ein ausgemergelter Mann der zwanzig Touristen gegen die Strömung an den Badetreppen entlang rudert.

Von den Dächern der durcheinander gewürfelten Häuser wehen Drachen über den Fluss.

Vor ein paar, halb fasziniert halb erschreckt wirkenden, Europäern zieht sich der wohlhabende Pilger wieder an:

„Da der Fluss heilig ist, kann Ihnen nichts passieren, versuchen Sie es doch auch mal.“

Dann wirft er seine leeren Shampootütchen ein paar Blüten hinterher, die auf dem braunen Schaum treiben. Sein Diener wartet am oberen Ende der Badetreppe mit einem Chai auf ihn.

Busfahrt

Der Bus ist ein wenig überfüllt.

Auf den harten Sitzen drängen sich die Leute. Vier auf einer Zweier-Sitzbank und auf der ganz hinten sitzen sogar zehn. Und wer zusammen mit seinen Säcken auch auf dem Dach keinen Platz gefunden hat, drängt sich nun im Gang des Busses. Jeder Quadratzentimeter ist mit Mensch gefüllt.

Knochige, zahnlose alte Männer sitzen neben dicken, buntgekleideten Frauen, auf denen dünne Kinder herumturnen. Wer am Gang sitzt, hat entweder einen Hintern oder einen Bauch im Gesicht, nahezu kein Körperteil, das nicht das eines anderen berührt. Die Fenster sind nicht verglast, nur ein Gitter verhindert, dass man hinausgequetscht wird.

Dafür können der Fahrtwind und der Staub ungehindert hinein, die aneinanderklebenden Körper kühlen und die verschwitzten Gesichter in braunrote Lehmmasken verwandeln.

Der Bus setzt sich mit quietschender Federung in Bewegung. Jetzt erstmal aus der Stadt raus, ununterbrochen Hupend kämpft sich der Fahrer durch die überfüllten Straßen. Immer wieder bleibt er mit kreischenden Bremsen stehen und winkt noch weitere Fahrgäste in den vollgestopften Bus.

Und dann endlich raus aus der Stadt, auf die Straße, die zwar nicht mehr überfüllt ist, dafür aber hohe Ansprüche an die Federung des Busses und die Fettpolster der Fahrgäste stellt. Die Straße ist zwar für zwei Spuren gedacht, aber trotzdem ein halben Meter schmaler als der Bus, der immer wieder Schlaglöchern und entgegenkommenden Fahrzeugen ausweichen muss.

Teilweise existiert auch gar keine Straße und der Bus verschwindet in einer Staubwolke, die er selbst im trockenen Boden aufwühlt.

Jetzt kämpft sich auch der Fahrkartenverkäufer nach hinten durch. Wie er sich überhaupt bei diesem starken Schwanken und dem völlig verstopften Mittelgang bewegen kann, bleibt ein Rätsel der modernen Physik.

Trotz des lärmenden, klapprigen, schwankenden Busses schafft es ein Großteil der Insassen innerhalb von 10 Minuten einzuschlafen. Ob nun im Sitzen, den Kopf an die Schultern des nächsten gelehnt oder im Stehen... Umfallen ist praktisch unmöglich. Ab und zu beugt sich jemand aus einem Fenster und kotzt sich die Seele aus dem Leib, Niemand stört sich daran. Man macht einfach Platz, damit jeder schnell ans Fenster kommt.

Auch mitten im Nichts hält der Bus manchmal an und weitere Passagiere steigen hinzu. Nur selten steigt jemand aus.

Geduldig und ohne Murren wird versucht mehr Platz für die Neuankömmlinge zu schaffen.

Nach ein paar Stunden wieder eine größere Stadt, der Bus hält und sofort bestürmen Händler die Fenster und jeden, der aus dem Bus steigt, um aufs Klo zu gehen. Also, an die Reifen des Busses zu pissen.

Jeder trinkt noch einen Chai, dann drängen alle wieder in den Bus. Schlafen und Kotzen. Durch das Geklapper und Gehupe klingt manchmal der blecherne Ton eines veralteten Mobiltelefons, das laut Musik abspielt. Geredet wird nicht viel, man müsste schreien.

Die ockerfarbene Landschaft zieht in Dunst gehüllt am Fenster vorbei. Kleine Dörfer, aus Plastiktüten genährte Zeltlager, dünne Kinder die auf noch dünneren Kühen über einen staubigen Acker reiten...

Der Bus kämpft sich eine schmale Bergstraße hinauf und verkündet mit pausenlosem Hupen jedem, der hinter der nächsten Kurve kommen könnte, dass er nicht bremsen wird.

Auf einmal erfasst Unruhe die Passagiere, sie beginnen nach ihren Geldbeuteln zu greifen und Münzen zu suchen.

Da wird der Bus auch schon langsamer. Kurz vor der höchsten und schmalsten Stelle der Straße steht ein kleiner Tempel, vor dem ein paar in bunte Lumpen gehüllte Mönche sitzen.

Alles drängt sich zur Tempelseite des Busses, sodass dieser noch stärker schwankt. Die Mönche strecken ihre Arme aus und jeder versucht ihnen das Kleingeld in die Hand zudrücken, was die meisten aus Platzgründen nicht können. Deswegen fangen sie an, die Mönche mit dem Geld zu bewerfen. Ein kleiner Münzhagel geht auf die zerzausten Figuren nieder, die dies stoisch hinnehmen.

Der hinterste Tempelbewohner nimmt keine Münzen entgegen, sondern drückt jedem, der es schafft seine Hand aus dem Fenster zu strecken, eine Blüte in dieselbe. Dann wird es wieder ruhiger. Der Bus lässt die Berge hinter sich und durchquert eine Ebene, die zu Ruyard Kiplings Zeiten noch Dschungel war. Staub wirbelt auf und die Sonne versinkt in Rekordzeit hinter den Bergen am Horizont. Alles ist in einem Schwebezustand zwischen Schlafen und Wachsein. Irgendwann mitten in der Nacht, mit Stunden Verspätung, wird der Bus sein Ziel erreichen, seine Ladung in eine andere überfüllte Stadt entlassen.

Aber das ist erstmal nicht wichtig, wichtig ist nur der Weg.

Meine kleine Swastika

Diwali. Ein ganzes Land im Einkaufsrausch... Für jeden in der Familie muss noch etwas besorgt werden. Je teurer, desto besser, denn geben ist seliger denn nehmen. Was man jetzt, in dieser Zeit verschenkt, bekommt man dreifach wieder im Lauf des Jahres. Die Häuser müssen geschmückt werden, mit glitzernden Lichtern und Lametta und Unmengen von Essen vorbereitet werden.

Um Mitternacht zündet man das Feuerwerk und dann wird mindestens drei Tage lang gegessen und gefeiert. Über das Jahr getrennte Familien vereinigen sich wieder und alle singen glücklich unter der Swastika.

Ja, Diwali. Das Fest Lakshmis. Der Göttin des Glücks, aber auch einiger anderer Götter. Zum Beispiel Rama, der mit seiner Frau aus dem Krieg zurückkam.

Oder Krishna, der auch gerade einen Krieg gewonnen hatte und mit sechzehntausend Jungfrauen zurückkehrte, die er natürlich alle heiraten musste.

Je nach Landstrich und Größe der Stadt kann Diwali schon mal 6 Wochen dauern.

Die Hindus feiern sehr gerne und haben mit ihren über 9000 größeren und unzähligen kleineren Gottheiten auch ziemlich oft die Möglichkeit dazu. Doch was den meisten am wichtigsten ist, ist das Glück. Deswegen ist Diwali auch so wichtig und natürlich die beiden Götter des Glücks Lakshmi und Ganesha, der Elefantenköpfige, den man am besten mit Süßigkeiten füttert.

Aber wenn man sich so gar nicht entscheiden kann, welcher Gott einem Glück bringt oder wenigstens vor Unheil bewahrt, dann malt man sich zur Sicherheit eine Swastika auf das Haus, an Fenster und Türen oder auch aufs Mofa oder TukTuk, aufs Lenkrad und auf die Gangschaltung. Auch Fahnen, Aufhänger, Anstecker und kleine Plastiken können nicht schaden. Wenn man dies alles beachtet, bleibt einem das Glück hold. Nur die westlichen Touristen schauen einwenig seltsam und machen, wenn möglich, einen großen Bogen darum. Aber wer versteht schon diese verrückten Europäer...

Säulen

Wir stehen unter Säulen. Noch vor 70 Jahren standen hier, in diesen Gängen, die Kolonialherren mit ihren Bärtchen und Uniformen. Fluchten auf die hohen Temperaturen, die Mücken und den Durchfall, auf die dummen Eingeborenen und dieses ganze verdammte Land.

Nun, auch heute hört man noch vereinzelt das Fluchen eines Engländers oder eines anderssprachigen Touristen über den Straßenlärm hinweg.

Doch der Eingeborene lächelt und verlangt weiter die vollkommen überzogene Summe für die kurze Taxifahrt. Er lächelt und hebt weiter seinen Bettelbecher ins Gesicht des Zornigen. Er lächelt und lässt sich nicht abwimmeln bis wenigstens ein billiger Schal oder eine hässliche Götterfigur verkauft wurde.

Es macht keinen großen Spaß und es ist kein gutes Leben, aber wenigstens fluchen diese Briten mit ihren sonnenverbrannten, tätowierten Oberkörpern, sodass man sie manchmal sogar über den Straßenlärm hinweg hören kann.

Verkehrsschrein

Der Schrein ist in eine alte Mauer gehauen, hinter der ein alter Baum seine knorpeligen Äste in die Fenster der Nachbarhäuser streckt. Überall auf der Straße bewegen sich Autos und Menschen, zumindest auf der Fläche die nicht von stinkenden Müllhaufen belegt wird. Doch vor dem Schrein ist es fast sauber, nur ein paar welke Blumen vom Vortag liegen herum. Ein TukTuk Fahrer steigt aus seinem Gefährt, spuckt roten, von Betelnuss gefärbten Schleim in einen der Müllhaufen und kauft von einer alten Frau, die direkt daneben sitzt eine frische Blumengirlande und eine einzelne orangene Blüte.

Er geht zum Schrein, klingelt einmal mit der kleinen Glocke die über dem lächelnden Elefantenkopf der Gottheit hängt und legt die Blume neben eine gelbe Kugel aus Zucker vor die übereinanderliegenden Beine der Skulptur. Der Fahrer verbeugt sich, legt seine Handflächen aneinander und schließt seine Augen.

Ein paar Schritte neben ihm erleichtert sich ein Mann an der Mauer. Ein völlig überladener Laster fährt schwankend und hupend in die Kurve. Die Blumenfrau schreit ein paar Kindern etwas zu. Nach wenigen Sekunden öffnet der TukTuk Fahrer wieder seine Augen, verbeugt sich kurz, schwingt sich in sein Gefährt und rast hupend weiter.

Doch der nächste hält schon wieder bei der alten Frau mit den Blumen.

Bei diesem Verkehr braucht man jedes bisschen Glück, das man bekommen kann.

Chai

Vorsichtig schauen die beiden Backpacker auf den brodelnden Topf. Weit ab jeder Sehenswürdigkeit, irgendwo im Hinterland von Rajasthan, stehen sie in einer winzigen Stadt, bei der sich noch nicht einmal die Einwohner sicher sind wie sie geschrieben wird.

Ein Junge mit milchigem Schnurrbart und Schlaghosen hat die beiden durch die halbe Stadt geführt und jetzt stehen sie vor dem Handwagen mit dem Topf, in dem eine rotbraune, schlammige Flüssigkeit brodet. Eigentlich wollten sie hier nur Umsteigen, mit dem Localbus durchs Land streifen. Aber der Anschlussbus ist nicht da, niemand weiß ob er überhaupt kommt. Es wäre natürlich einfacher, wenn jemand in der Stadt English könnte.

Der Mann am Handwagen pustet mit einem Blasebalg in die Glut und schüttet eine stark duftende Gewürzmischung in das Gebräu. Milchbart lässt die zwei Reisenden auf winzigen Plastestühlen Platz nehmen.

Ein paar Schulmädchen stehen kichernd ein paar Meter entfernt, ein älterer Mann schaut hinter einem Zaun hervor.

Vorsichtig kosten die Backpacker die braunen Kugeln, die der Junge mit der Schlaghose ihnen reicht. Sie schmecken vor allem nach Zucker und Fett, also nicht schlecht.

Auf der Straße fährt ein Bus vorbei, die Reisenden wollen aufstehen, doch der Junge schüttelt die Hände, versucht den beiden klar zu machen, dass es der falsche Bus ist. Das Reisebuch wird hervorgekramt und im Abschnitt wichtige Sätze nachgeschaut, nur leider kennen die einen die Aussprache nicht und die anderen können nicht lesen. Nach ein paar Minuten voller Bemühungen, in denen der halbe Dorfplatz zur Hilfe hinzugezogen wird, kann das Wort „Stunde“ übersetzt werden, darauf hin wird durch Fingerzeichen angedeutet, das der Bus in frühestens 2 Stunden zu erwarten ist.

Niedergeschlagen lassen die Traveller das Buch in einem Rucksack verschwinden.

Das Gebräu scheint fertig zu sein, mit einer Kelle füllt es der Koch in zwei Schnapsglas große Plastikbecher. Interessiert nippen die beiden Fremden an dem kochendheißen Getränk. Es ist Chai, allerdings nicht der dünne, wässrige Chai, der den Touristen sonst angedreht wird. Sondern ein starker Chai, der Tag für Tag wieder aufgekocht wird, würzig und süß, mit der Wirkung eines starken Kaffees, in den jemand einen Energydrink geschüttet und das ganze mit Chili verfeinert hat.

Die Reisenden flüchten vor der Hitze des fortschreitenden Tages in den Schatten eines Gebäudes und schlürfen ihre Plastikbecher leer.

Ihr Stadtführer versucht ihnen deutlich zu machen, dass der Bus erst später kommen wird, wahrscheinlich gar nicht. Nach kurzer Enttäuschung ziehen die beiden ihr Reisebuch wieder aus dem Rucksack, bestellen sich noch einen Chai und beginnen

neue Pläne zu schmieden.

Die Schulkinder kommen kichernd in der Mittagspause an ihnen vorbei. Eine Kuh wird vom Chai-Koch mit den Chapatis vom Vortag gefüttert. Träge kreisen ein paar Wespen über dem Topf. Um die kleine Stadt herum wirbelt der Wind Staub von den trockenen Feldern auf.

Die Backpacker lehnen sich zurück, trinken Chai und hören einfach auf zu warten. Irgendwann wird man schon ankommen, und, vielleicht, ist man ja auch schon da.